

EINLEITUNG

Antje Junghanß, Bernhard Kaiser, Dennis Pausch (Dresden)

Als Sophokles im Athen des 5. Jh. v. Chr. seine Tragödie über den Tod des Herakles, die Trachinierinnen, auf die Bühne bringt, lässt er Deianeira, die Gattin des Protagonisten, gleich zu Beginn festhalten, dass schon ein altes Sprichwort sage, niemand sei vor seinem Tode glücklich zu preisen.¹ Die antiken Scholien zu diesem Stück erkennen hierin eine Wiedergabe jenes berühmten Ausspruches, den Solon in der Mitte des 6. Jh. v. Chr. vor König Krösus getan haben soll.² Sie konstatieren daher, dass diese Worte im Mund der mythologischen und damit in ein noch viel früheres Jahrhundert gehörenden Figur der Deianeira einen ἀναχρονισμός darstellen.³ Wenngleich eine explizite Begriffsbestimmung fehlt, legt der Kontext nahe, dass mit dem ἀναχρονισμός eine Auffälligkeit in der zeitlichen Verortung der Darstellung markiert wird. Offenbar muss es zur Abfassungszeit der entsprechenden Scholien bereits eine Vorstellung von historisch möglichen bzw. unmöglichen Konstellationen gegeben haben.

In ähnlicher Hinsicht aufschlussreich ist auch eine Stelle aus Ciceros *De re publica*. Dort wendet Manilius sich mit der Frage an Scipio, ob es denn zutreffe, dass Numa ein Schüler des Pythagoras gewesen sei, wie es allgemein überliefert werde.⁴ Scipio äußert sich tadelnd über diese Falschaussage; tatsächlich trennten rund 140 Jahre Pythagoras und Numa voneinander.⁵ Hier kommt der Begriff des

1 Soph. *Trach.*, 1–3: λόγος μὲν ἐστ’ ἀρχαῖος ἀνθρώπων φανείς, // ὡς οὐκ ἂν αἰῶν’ ἐκμάθοις βροτῶν, πρὶν ἂν // θάνῃ τις, οὔτ’ εἰ χρηστὸς οὔτ’ εἴ τῳ κακός.

2 Cf. v. a. Herodot 1,30–32.

3 Schol. Soph. *Trach.* 1: ὁ τρόπος ἀναχρονισμός· μεταγενέστερος γὰρ ὁ Σόλων;

4 Den Hinweis auf diese Passage verdanken wir Philipp Geitner.

5 Cic. *rep.*, 2,28 f.: *Quae cum Scipio dixisset, Verene, inquit Manilius, hoc memoriae proditum est Africane, regem istum Numam Pythagorae ipsius discipulum aut certe Pythagoreum fuisse? Saepe enim hoc de maioribus natu audivimus, et ita intellegimus vulgo existimari; neque vero satis id annalium publicorum auctoritate declaratum videmus. Tum Scipio: Falsum est enim Manili, inquit, id totum, neque solum fictum, sed etiam imperite absurdeque fictum [...]. Nam quartum iam annum regnante Lucio Tarquinio Superbo Sybarim et Crotonem et in eas Italiae partis Pythagoras venisse reperitur; Olympias enim secunda et sexagesima eadem Superbi regni initium et Pythagorae declarat adventum. Ex quo intellegi regis annis dinumeratis potest anno fere centesimo et quadagesimo post mortem Numae primum Italiam Pythagoram attingisse; neque hoc inter eos qui diligentissime persecuti sunt temporum annales, ulla est umquam in dubitatione versatum.* Ähnlich auch Cic. *orat.*, 2,154: *...quidam Numam Popilium, regem nostrum, fuisse Pythagoreum ferunt, qui annis ante permultis fuit quam ipse Pythagoras...* Bei Humm 2004, 126 f., findet sich eine Auflistung der Autoren, die neben Cicero auf die Fehldatierung hingewiesen haben.

Anachronismus (oder eine lateinische Entsprechung) nicht vor; gleichwohl zeigt sich deutlich, dass Cicero ebenfalls ein Bewusstsein für die Chronologie von Ereignissen hatte – und er dieses streng genommen sogar für seine Dialogfiguren (das Gespräch spielt im Jahr 129 v. Chr.) voraussetzte.

Beide Passagen sowie eine ganze Reihe weiterer Beispiele stehen in einem Spannungsverhältnis zu der wiederholt formulierten Ansicht, in der Antike habe es ein solches Bewusstsein noch nicht gegeben.⁶ Wie Pat E. Easterling für die griechische Tragödie⁷ oder Jacques Poucet für die römische Geschichtsschreibung der Republik⁸ zeigen konnten, ist davon auszugehen, dass zeitliche Inkongruenzen für die Zeitgenossen der jeweils behandelten Texte sehr wohl als solche erkannt worden sind. Der Beleg aus den Scholien steht zudem der relativ verbreiteten Annahme entgegen, auch der Terminus des Anachronismus sei eine Prägung des 16. Jahrhunderts.⁹ Wenngleich wohl keine begriffliche Kontinuität von der Antike bis zur Neuzeit anzunehmen ist, lässt sich doch eine semantische Nähe des antiken ἀναχρονισμός zum modernen Terminus feststellen. In der Antike blieben das Substantiv wie auch das stammverwandte Verb beschränkt auf die philologische Fachsprache,¹⁰ das Bewusstsein für die Chronologie historische Abläufe sowie die Fähigkeit, Verstöße dagegen wahrzunehmen, war jedoch (wie die besprochene Stelle aus Ciceros *De re publica* anzeigt) nicht an die Verwendung von Fachtermini gekoppelt.¹¹

Die Diagnose eines Anachronismus – ob explizit so benannt oder auch nicht – kann konstatierend erfolgen wie etwa beim unbekanntem Autor des angesprochenen Scholions, aber auch, wie die zitierte Cicerostelle anzeigt, mit tadelndem Unterton. Diese Konnotation des Fehlerhaften scheint auch in der zeitgenössischen Auseinandersetzung mit Verstößen gegen die Chronologie zu dominieren: Die Armbanduhr am Handgelenk des römischen Legionärs im Sandalenfilm wird ebenso als Schnitzer verspottet, wie eine „aus der Zeit gefallene“ Begrüßungsformel lächerlich wirkt; schärfer noch wird in der Regel im wissenschaftlichen Kontext Kritik geäußert, wenn moderne Kategorien auf Epochen angewendet werden, in denen es

6 Für eine Zusammenfassung dieser Sichtweise cf. Buck 2001, 225–236; Lay Brander 2011, 14–16. Zur Herausbildung des Epochenbewusstseins als Charakteristikum der Neuzeit cf. Koselleck 1989, ferner z. B. Schiffman 2011, v. a. 144–147.

7 Cf. Easterling 1985.

8 Cf. Poucet 2000, 285–328, v. a. 287–293.

9 Cf. z. B. Landwehr 2013, 11–13 (mit weiteren Angaben).

10 Cf. z. B. Stemplinger 1956; Easterling 1985; Nünlist 2009, 117–119, 228 (jeweils mit Beispielen).

11 Gewiss legt die Prägung eines entsprechenden Begriffs in der Wissenschaft ein breiteres Bewusstsein für die Existenz des Phänomens nahe. Über die Gründe, warum der Ausdruck offenbar während der Antike nicht im Lateinischen als Fremdwort aufgegriffen wurde, lässt sich natürlich nur spekulieren, doch finden sich an vergleichbaren Stellen analoge Begriffe, mit denen das Gemeinte ausgedrückt werden kann. Cf. z. B. Gell. 10,16,8: κατὰ πρόληψιν *historiae* oder Serv. *Aen.*, 6,359: *anticipatio*. Ferner wäre anzumerken, dass sich Begriffe auch ohne Belege für ihre Verwendung durch die Zeitgenossen als legitim und nützlich erwiesen haben, um die Gesellschaft und die geistige Vorstellungswelt der jeweils untersuchten Epoche besser beschreiben zu können.

diese noch gar nicht gab.¹² Mit Landwehr lässt sich für die aufgezählten Varianten von handwerklichen, epochalen und konzeptionellen Anachronismen sprechen.¹³ Deren Etikettierung als Fehler wird von ihm jedoch problematisiert. Selbst für den handwerklichen Anachronismus, der vermeintlich eindeutig auf schlichten Fehldatierungen beruht, stellt Landwehr die Frage, ob „diese Zeitenvermischung unabsichtlich oder intentionell“ geschieht.¹⁴

Auch dieser Band verfolgt einen Ansatz, der den Anachronismus nicht als Fehler betrachtet, sondern anhand konkreter Beispiele aus Kunst, Literatur und Gesellschaft die Möglichkeit seiner absichtsvollen Verwendung ins Zentrum der Betrachtung rückt. In den einzelnen Beiträgen geht es jeweils um die Frage, was für das Verständnis eines Werkes gewonnen werden kann, wenn Auffälligkeiten in der Chronologie als bewusst eingesetzte Darstellungsmittel betrachtet werden. Denn, um einmal mehr auf die Passage aus Ciceros *De re publica* zurückzukommen, die von Scipio scharf getadelte Vorstellung, Numa sei Schüler des Pythagoras gewesen, lässt sich zwar rein rechnerisch als unzutreffend bewerten, muss aber insgesamt nicht zwingend Zeichen schlechter Dichtung (*imperite absurdeque fictum*, Cic. *rep.*, 2,28) sein. Stattdessen ließe sich ebenso auch nach der Funktion einer solchen Aussage fragen.¹⁵

Eine solche Untersuchung der Funktion setzt eine bestimmte Darstellungsabsicht voraus, die sich allerdings in aller Regel nicht beweisen lässt. Immerhin finden sich in einer Reihe antiker Texte Formulierungen, die einzelnen Autoren ein absichtsvolles Spiel mit Zeit(en) „unterstellen“: wenn es beispielsweise in einem Scholion zur Hekuba des Euripides heißt, es sei typisch für diesen Autor, die eigene Zeit und diejenige der Heroen zu vermischen,¹⁶ oder, stärker noch, wenn in dem als Servius Danielis bekannten Vergilkommentar den Ausführungen zur historisch angemessenen Bedeutung des Wortes *talentum* in der Aeneis noch die Überlegung

12 Exemplarisch verweisen wir hier auf die althistorische Forschungsdiskussion, ob es gestattet sei, antike Gemeinschaften als Staaten zu bezeichnen. Ein konziser Überblick über die Auseinandersetzung findet sich in Lundgreen 2014, bes. 18–28.

13 Landwehr 2013, 23 f.

14 Landwehr 2013, 23. Der eigentliche Schwerpunkt liegt für ihn gleichwohl auf den konzeptionellen Anachronismen; seine Überlegungen gehören damit in den Zusammenhang einer umfangreichen – und an dieser Stelle leider nicht abbildbaren – Methodendiskussion innerhalb der Geschichtswissenschaften. Diese Methodendiskussion nimmt ihren Ausgangspunkt in der These des französischen Historikers Lucien Febvre, nach der Rabelais kein Atheist habe sein können, weil die Kategorie des Atheismus dem 16. Jahrhundert noch fremd gewesen sei. Cf. zur Methodendiskussion in der modernen Geschichtswissenschaft neben Landwehr z. B. Rancière 2015 [1996]; Spoerhase 2004; Didi Huberman 2000.

15 Humm 2004, 137, schlägt vor: „... que le pythagorisme de Numa a été forgé dans le but de justifier par une autorité ancienne et incontestée de profondes réformes institutionnelles...“ Zugleich vertritt er die Überzeugung, dass diese Legende vor den Anfängen der annalistischen Geschichtsschreibung entstanden sei. Wenn er recht hat in seiner Annahme, dass in dieser Zeit mit historischen Fakten noch recht unbekümmert umgegangen wurde, dann wäre zwar die Verbindung Numas mit dem Pythagoreismus noch immer absichtsvoll, ein bewusstes Spiel mit der Chronologie stünde aber infrage.

16 Schol. Eur. *Hec.*, 254: ἐστὶ τοιοῦτος ὁ Εὐριπίδης περιάπτων τὰ καθ' ἑαυτὸν τοῖς ἥρωσι τοῦς χρόνους συγχέων cf. z. B. Stemplinger 1956, 104; Poucet 2000, 287 f.

hinzufügt wird, „es sei denn der Dichter habe etwa den Gebrauch seiner Zeit in das Zeitalter der Heroen einfügen wollen.“¹⁷ Aufschlussreich ist ferner eine Überlegung, die von Aulus Gellius auf Hygin, einen Philologen aus augusteischer Zeit, zurückgeführt wird: Dieser habe in seinen Erklärungen zur Aeneis zwischen dem anachronistischen Vorwissen des Autors und dem seiner Figuren unterschieden und dabei vor allem letzteres scharf getadelt, während ersteres für ihn ein legitimes literarisches Verfahren darstellte.¹⁸ In der wertungsfreien Diagnose des Anachronismus im eingangs erwähnten Scholion ließe sich unter Umständen auch eine Bereitschaft des unbekanntenen Kommentators erkennen, die Vermischung der Zeitebenen als Teil der künstlerischen Aussage zu verstehen.¹⁹

Insgesamt bleibt es hypothetisch, hinter Anachronismen eine Absicht zu vermuten. Umgekehrt ist jedoch meist ebenso wenig zu beweisen, dass ein unabsichtlich unterlaufener Fehler vorliegt. Insofern erscheint es uns trotz der nur selten gegebenen Möglichkeit zur Verifizierung legitim und sinnvoll zu sein, Abweichungen von der Chronologie als Technik ernst zu nehmen, sie also einerseits in ihrer konkreten Gestalt genauer zu beschreiben und andererseits zu überprüfen, welchen Beitrag sie zum Verständnis des jeweiligen Textes oder Werkes in seiner Gesamtheit leisten können. Als Leitbegriff unseres Ansatzes schlagen wir das Kunstwort der *Zeitmontagen* vor, eine handwerkliche Metapher, die den Gedanken des absichtsvollen In- und Aneinandersetzens von Zeit(en) besonders deutlich markiert²⁰ und es uns zugleich erlaubt, das Phänomen einer bewussten Vernachlässigung historischer Bedingtheiten in künstlerischen Produktionen in einem etwas weiteren Zugriff zu betrachten. Denn *Zeitmontagen* müssen nicht anachronistisch sein. So enthalten literarische Texte in aller Regel Pro- und Analepsen, welche die Chronologie der Darstellung insofern durchbrechen, als sie in Vor- oder Rückgriffen von einer linearen Erzählung der Geschehenszusammenhänge abweichen. Es ist davon auszugehen, dass diese Anachronien (Begriff nach Genette)²¹ bewusste Gestaltungselemente sind, mit denen eine bestimmte Absicht verfolgt wird. Für unsere Frage nach dem hermeneutischen Mehrwert, den absichtsvoll in ein Werk integrierte Ana-

17 Serv. *Aen.*, 10,526: *nisi forte usum temporis sui heroicis temporibus poeta voluerit applicare*, cf. z. B. Poucet 2000, 290.

18 Gell., 10,16, v. a. 6–8; cf. ferner Vell., 1,3,2–3,3; Serv. *Aen.*, 6,359: *ergo anticipatio est, quae, ut supra diximus, si ex poetae persona fiat, tolerabilis est; si autem per alium, vitiosissima est*.

19 Angesichts des für die griechische Tragödie allgemein charakteristischen Strebens nach einer Aktualisierung ihrer historischen Stoffe gibt es aus anderen Stücken genügend Parallelen für die anachronistische Rede- und Denkweise von Figuren, um eine solche Annahme auch hier plausibel zu machen. Cf. Easterling 1985.

20 Der Begriff findet sich prominent auch bei Didi-Huberman 2000, etwa 16: „... un extraordinaire *montage de temps hétérogènes formant anachronismes*.“ (Hervorhebungen des Autors), geht dort aber auf Reflexionen von Gilles Deleuze über Zeitdarstellungen im Kino zurück (ib., 25; le montage = der Schnitt). Didi-Huberman verwendet das Bild der „*montages du temps*“, um einerseits das Ineinanderragen von Stilen zu beschreiben (sodass etwa auch, wie im eingangs von ihm gewählten Beispiel, Renaissancegemälde in bestimmten Elementen Charakteristika früherer Epochen aufweisen können), andererseits aber ganz ähnlich wie wir, für bewusst aneinander gesetzte Zeiten/Zeitpunkte.

21 Genette 1994, v. a. 22–31.

chronismen haben können, erweist sich die Untersuchung der Funktionen von Anachronien, deren Intentionalität ja leichter außer Frage steht, als hilfreich, um eine Vorstellung von der Palette der Wirkabsichten zu entwickeln, und wird so auch in zwei Beiträgen unseres Bandes explizit betrieben, in anderen zumindest gestreift.

Auch für die Beschreibung der Art und Weise, wie Zeiten aneinander montiert werden können (um in unserem Bild zu bleiben), bilden die narratologischen Kategorien der Pro- und Analepsen einen möglichen Zugang, nämlich den, die Richtung des Anachronismus in den Blick zu nehmen: Ebenso wie in den Anachronien Späteres in den Gang der laufenden Geschichte hineinragen oder Früheres nachgetragen werden kann, ist es bei absichtsvoll eingesetzten Anachronismen einerseits denkbar, in ein Werk Elemente einer zurückliegenden Epoche einzufügen. Andererseits können Figuren mit Wissen oder bestimmten Attributen ausgestattet werden, die erst der Zeit zwischen dem dramatischen Datum und der lebensweltlichen Abfassung der jeweiligen Darstellung entstammen. Diese finden sich auf der Ebene der Ausstattung, Kostümierung oder Redeweise oder sind konzeptuell tiefer in die Handlung eingeschrieben, wenn etwa die Motive, Pläne und Verhaltensweisen der Protagonisten betroffen sind. Ein solches „Zuviel“ an Wissen liegt etwa vor, wenn Sophokles seiner Deianeira ein Diktum in den Mund legt, das er kennen konnte, sie aber streng genommen nicht; gleichsam ein Attribut haben wir in der Numallegende, wenn dem sagenhaften König ein Weiser zur Seite gestellt wird, dem er niemals hätte begegnen können. Diese Form des Anachronismus tritt häufiger auf und wird auch in der Mehrzahl der Beiträge dieses Bandes thematisiert.

Warum aber integriert nun ein Künstler absichtlich archaisierende Elemente in sein Werk? Oder warum lässt er seine Figur von Ereignissen wissen, die einer viel späteren Epoche entstammen? Hier setzt die Frage nach den Funktionen absichtsvoller Anachronismen an, die im Zentrum unseres Bandes steht. Nimmt man etwa an, dass die Armbanduhr am Handgelenk des römischen Legionärs kein Versehen ist, könnte man sie als komischen Bruch mit dem konsequent antiken Dekor verstehen; derlei Beispiele, in denen eine Vermischung von Zeiten der Erheiterung dienen soll, gibt es in großer Zahl. Betrachtet man daneben einmal mehr die eingangs besprochene Sophokles-Passage, so könnte das Zuviel an Wissen, über das Deianeira verfügt, ein gelehrtes Spiel mit Intertextualität sein, es könnte eine Reminiszenz an Solon darstellen. Die Verbindung von Numa und Pythagoras könnte von dem Bemühen getragen sein, den König durch seine Bekanntschaft mit dem Weisen besonders auszuzeichnen und in seiner eigenen Weisheit zu legitimieren. Der vorliegende Band versammelt Beiträge der verschiedenen altertumswissenschaftlichen Disziplinen, die aus einem je eigenen Blickwinkel Beispiele präsentieren, in denen Zeiten aneinander montiert werden. Dabei wird jeweils untersucht, auf welche Weise und mit welchem Ziel die Montage erfolgt. Die Frage der Darstellungsziele bzw. Funktionen bildet die Gliederungsgrundlage unseres Bandes, ohne mit dieser Unterteilung jedoch einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.

Unser Band beginnt mit zwei Beiträgen, die gut geeignet sind, in unsere Themenstellung einzuführen. Den Auftakt bilden die Überlegungen von Christoph Schubert, der sich dem Phänomen der gezielten Anachronismen aus entgegengesetzter Richtung annähert, indem er in seinem Beitrag Verstöße in den Blick nimmt,

von denen angenommen werden kann, dass sie vom Verfasser nicht beabsichtigt oder zumindest stillschweigend in Kauf genommen worden sind. Die Analyse verfolgt dabei das Ziel, im Umkehrschluss Folgerungen bezüglich der literarischen Strategien zu ermöglichen, die mit dem Einsatz gezielter Anachronismen verbunden sein dürften. Schubert wählt für seine Untersuchungen den Bereich der spätantiken primären Pseudepigraphie, weil diese Texte besonders häufig durch das Auftreten von Anachronismen gekennzeichnet seien. Anhand dreier Beispiele entwirft er in Ansätzen eine Typologie anachronistischer Normverstöße. So werden zunächst Anachronismen auf der Sachebene beschrieben, die noch einmal in Verstöße gegen historische Fakten (hierin gehören auch die Verstöße gegen die Chronologie) und in unreflektierte Übertragungen späterer Denkmuster unterteilt werden können. Hinzu treten Formen von Anachronismen, die besonders im pseudepigraphischen Schrifttum vorkommen, da in den Texten zumeist immanent der Anschein erweckt wird, zu einer früheren Zeit verfasst worden zu sein, als sie es tatsächlich sind. Im Aufsatz werden Anachronismen auf der Ebene des sprachlichen Ausdrucks, Diskrepanzen formeller Natur und schließlich Abweichungen von den ursprünglichen Gepflogenheiten der gewählten Textgattung aufgezeigt. Aufgrund der Tatsache, dass die Schriften trotz der zum Teil recht offensichtlichen Existenz von Anachronismen dennoch über lange Zeit breit rezipiert wurden, sei nach Schubert damit zu rechnen, dass zumindest gewisse Lesergruppen hinsichtlich der anachronistischen Normverstöße keine ausgeprägte Sensibilität besessen haben, wobei die Toleranz auch hinsichtlich der Formen der Anachronismen je unterschiedlich ausgefallen sei.

Der zweite einführende Beitrag stammt von Anja Wolkenhauer und konzentriert sich am Beispiel der *Apocolocyntosis* auf die möglichen Konnotationen unterschiedlicher Varianten von Zeitangaben. Die Satire stellt die Forschung bekanntlich nicht nur hinsichtlich Autorschaft und Datierung vor Probleme, sondern enthält auch eine lange Reihe interpretatorischer Herausforderungen. In ihrem Aufsatz widmet sich Wolkenhauer den scheinbar tautologischen Mehrfachdatierungen des Todeszeitpunkts von Kaiser Claudius gleich zu Beginn des Werkes. Dabei zeigt sie überzeugend, dass gerade durch das Nebeneinander gattungsspezifischer Zeitangaben deren „nicht-temporale Implikationen“ zum Tragen kommen. So besitze die pseudo-historiographische eponyme Jahresdatierung im Prooemium eine beglaubigende Funktion, indem sie den Duktus amtlicher Dokumente aufweise. Zugleich biete sie aber die Möglichkeit, in leichter Abwandlung der konventionellen Datierweise, das Register kaiserzeitlicher Panegyrik anzuschlagen. Ganz in der Tradition der Gattung erscheinen auch die sich anschließenden epischen Zeitperiphrasen semantisch aufgeladen, wobei der Effekt durch absichtliche Ungenauigkeiten in der Chronologie noch verstärkt werde. Im Gegensatz zu den affirmativ-beglaubigenden Prosapartien zugunsten Neros ständen jedoch die widersprüchlichen Zeitbestimmungen und die Verwendung untypischer Jahreszeitencharaktere ganz im Dienst der Diffamierung des sterbenden Herrschers, wie sie dann für die übrige Satire bestimmend werden soll. Neben der impliziten Kommentierung des Geschehens soll durch die wiederholte Variation der Datierung relativ unbemerkt für den Tod ein genauer „Zeitpunkt in der öffentlichen *memoria*“ fixiert werden, was eine Abfassung der Schrift in unmittelbarer zeitlicher Nähe zum Thronwechsel wahrscheinlich mache.

In ähnlicher Weise wie bei Christoph Schubert, wo Anachronismen als Marker dafür dienen, Texte als Pseudepigrapha zu identifizieren und ungefähr datieren zu können, macht Anja Wolkenhauer durch eine genaue Untersuchung der Zeitangaben eine bestimmte Datierung der *Apocolocyntosis* wahrscheinlich. Zusätzlich unterstreicht sie durch ihre Analyse, dass die zeitliche Verortung von Geschehnissen (de)legitimierende Kraft haben kann. Dieser Aspekt der Legitimation steht im Zentrum der zweiten Sektion unseres Bandes. In vier Beispielen wird gezeigt, dass durch gezielte Rückgriffe auf Vergangenes oder auch Vorgriffe auf Späteres, im Erzählgeschehen eigentlich noch Unbekanntes, gleichsam Traditionslinien gezogen werden, die dazu geeignet sind, einem gegenwärtigen Zustand besondere Bedeutung zu verleihen.

Karen Piepenbrink geht in ihrem Beitrag zu den im Rahmen seiner umfangreichen Gesetzgebungsinitiativen getroffenen programmatischen Aussagen Justinians von einem weiten Verständnis der Zeitmontage aus, indem sie herausarbeitet, wie Justinian die einzelnen Zeitstufen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft reflektiert sowie zueinander in Beziehung setzt. Dabei zeigt sich, dass er sein nomothetisches Wirken, welches von den etablierten Statusgruppen teils argwöhnisch beäugt wurde, insbesondere durch Bezugnahmen auf die Vergangenheit zu legitimieren sucht. Nach den Beobachtungen von Piepenbrink kommen im Zuge dessen allerdings gegenläufige Argumentationsmuster zur Anwendung. Während zum einen bestimmte Neuerungen damit begründet würden, dass die bisherigen Regelungen nicht mehr zeitgemäß gewesen seien, knüpfe Justinian in anderen Kontexten wiederum explizit an historische Institutionen an, wobei er den Kontinuitätswahrenden Charakter der getroffenen Maßnahmen besonders herausstreiche. Hier ist mit Piepenbrink von einem gezielten Einsatz von Anachronismen auszugehen: Gerade die begründet vollzogenen Brüche mit überkommenen Regelungen lassen auf ein gewisses Epochenbewusstsein schließen, so dass anzunehmen ist, dass die Kontinuitätsbehauptungen keinesfalls in naivem Glauben aufgestellt wurden. Die Überzeugung, von der alten *res publica* zeitlich entkoppelt zu sein, spiegelt sich nicht zuletzt in dem von Piepenbrink dokumentierten Anspruch Justinians, Begründer eines neuen Zeitalters zu sein.

Legitimierende Funktion besitzt die gezielte Verwendung des Anachronismus auch in dem Beispiel, auf das Stefan Fraß unsere Aufmerksamkeit lenkt. Im Gegensatz zu den historischen Tatsachen habe sich im kollektiven Gedächtnis der Athener des 5. Jahrhunderts die anachronistische Vorstellung durchgesetzt, nicht Kleisthenes, sondern Solon bzw. Theseus seien die Begründer der demokratischen Ordnung gewesen. Zwar dürfte den Athenern allmählich das Bewusstsein von der Fehlerhaftigkeit dieser historischen Konstruktion abhanden gekommen sein, doch scheint nach Fraß selbst bei den Zeitgenossen der kleisthenischen Reformen die Tendenz bestanden zu haben, gleichsam gegen ihr eigenes Erleben anachronistische Erinnerungsnarrative zu bevorzugen. Abgesehen von den Vorteilen, die eine Rückbindung einer politischen Ordnung an einen quasi-mythischen Gründer für die Legitimation dieser Ordnung selbst besitzt, scheinen nach Fraß auch die besonderen Umstände der Reformen dazu beigetragen zu haben, dass Kleisthenes nicht den Platz in der athenischen Erinnerungskultur bekommen hat, der ihm eigentlich gebührt hätte. Im

Interesse einer Befriedung des Gemeinwesens, das durch die Spaltung des Adels, die Intervention des spartanischen Königs Kleomenes I. und den Aufstand des Demos in große Unruhe geraten war, hätten alle Beteiligten Verzicht auf eine prominente Rolle in der Erinnerungspolitik geübt und daher der anachronistischen Konstruktion den Vorzug gegeben.

Ross Brendle illustriert die legitimierende Funktion absichtsvoller Anachronismen eindrucklich am Beispiel panathenäischer Preisamphoren, die ab ca. 560 v. Chr. bis ins erste vorchristliche Jahrhundert hinein bei den großen Panathenäen als Siegerpreise der gymnischen sowie hippischen Disziplinen verliehen wurden. Auf der Vorderseite der Amphoren war stets Athena Promachos abgebildet, auf der Rückseite eine Wettkampfszene. Das Besondere an den Amphoren liege darin, dass sie sämtlich im schwarzfigurigen Stil gestaltet sind, obwohl dieser ab ca. 500 v. Chr. durch den rotfigurigen abgelöst wurde. Die Darstellung der abgebildeten Athleten folge ab dem Beginn des vierten vorchristlichen Jahrhunderts dem jeweiligen Zeitgeschmack; die Vorderseiten der Vasen sei hingegen archaisierend gestaltet. Es handle sich hier um eine bewusste Entscheidung: Die nach 500 mit deren Herstellung betrauten Künstler arbeiteten ansonsten durchweg im rotfigurigen Stil, seien für den Anlass des Festes aber mit der Gestaltung schwarzfiguriger Amphoren beauftragt worden, auf denen also gezielt Elemente verschiedener Zeiten ineinander griffen. In dieser besonderen Gestaltung der Amphoren sieht Brendle eine Inszenierung auf zwei Ebenen. Einerseits werde durch die beständige Beibehaltung des schwarzfigurigen Stils ausgedrückt, dass die Panathenäen gleichsam zeitlos seien, zugleich würde durch den gleichbleibenden Stil und die Mischung zeitgenössischer und archaisierender Darstellungselemente eine lange Traditionslinie markiert, welche die Bedeutung des Festes und der Stadt Athen hervorhebe.

Zum Abschluss dieser Sektion konzentriert sich Anke Walter in ihrem Beitrag auf einen Anachronismus in der Aeneis. Das Epos sei insgesamt voll von chronologischen Verstößen; der von ihr thematisierte findet sich im fünften Buch und steht im Kontext der Rückkehr der Trojaner nach Sizilien. Aeneas merke dort gegenüber seinen Gefährten an, dass sich seit dem Tod seines Vaters genau ein Jahreskreis vollendet habe. Anke Walter führt aus, dass bereits Servius in Aeneas' kalendarischem Bewusstsein einen Anachronismus diagnostiziert und zuvor Ovid in seinen *Fasti* nahegelegt habe, dass die benannte Passage einen anachronistischen Vorgriff auf die erst später entstandenen *Parentalia* darstelle. Allerdings sei weder hier noch dort die Funktion des Anachronismus umfänglich erfasst worden. Walter macht deutlich, dass die sichere Diagnose des Aeneas, es handle sich um den väterlichen Todestag, nur vor dem Hintergrund des julianischen Kalenders möglich sei, der erst zu Vergils Lebzeiten eingeführt worden ist. Dass Aeneas diesem Kalender bereits folge, könne als Beleg für das Konzept des *fatum* gelesen werden, nach dem das römische *imperium* mitsamt seinen Charakteristika bereits angelegt sei, bevor es sich realisiere. Die anachronistische Feststellung des Jahrestages diene der Legitimation einer Zeitordnung, die als zwangsläufig und gleichsam seit jeher gültig dargestellt wird; in einem größeren Kontext sei das von göttlicher Intuition geleitete Handeln des Aeneas als Ausweis der Zwangsläufigkeit der römischen Geschichte zu verstehen, die sich bereits in ihren Anfängen erfülle.

Die Beiträge der dritten Sektion unseres Bandes sind Texten gewidmet, in denen durch Zeitmontagen Verfremdungseffekte intendiert zu sein scheinen. Hierbei handelt es sich um ein durchaus irritierendes ästhetisches wie intellektuelles Spiel, das dazu einlädt, den jeweiligen Text auf mehreren Ebenen zu verstehen, insofern als durch gezielt eingesetzte Anachronismen eine Reflexion über die Objektivität zeitlicher Ordnung oder etwa auch die Möglichkeiten bzw. Gefahren einer Vorbildwirkung historischer und mythischer Erzählungen angeregt wird.

Wie vermittels anachronistischer Elemente in der fiktionalen Literatur eine zusätzliche Sinnenebene in einen Text eingezogen werden kann, stellt Philipp Geitner exemplarisch anhand einer Episode aus den „Metamorphosen“ Ovids dar. Seine Analyse zeigt, dass die Kombination von zeitgebundenen Elementen unterschiedlicher Epochen nicht dazu führe, dass die intradiegetische Welt jeglicher Chronologie entbehre. Vielmehr könne die „Profilierung eines individuellen Zeitverständnisses“ nur vor dem Hintergrund einer implizit gegebenen Vorstellung einer chronologischen Richtigkeit vonstattengehen. Die anachronistischen Überblendungen seien so markant, dass sie vom gebildeten Leser leicht zu erfassen seien, und gleichzeitig so subtil, dass das Handlungsgeschehen durch sie nicht dominiert werde. Der Sinn dieser Darstellungsweise soll sich offenbar nicht darin erschöpfen, den mythischen Stoff zu aktualisieren und dem Leser in einem zeitgenössischen Kolorit möglichst anschaulich nahe zu bringen. Tatsächlich entziehe sich die vom Erzähler imaginierte Wirklichkeit gerade einer eindeutigen zeitlichen und faktualen Positivität. Durch die Unbestimmtheit werde die poetische Darstellung stattdessen als individuelle Aneignung des Mythos ausgewiesen und zugleich die Relativität der Perspektiven unterstrichen. Darüber hinaus garantiere das Nebeneinander der verschiedenen Zeitebenen die notwendige Distanz, um die Repräsentationen der fiktionalen Welt als Spiegel der realen Welt betrachten zu können.

Markus Kersten wirbt in seinem Beitrag für einen Interpretationsansatz, bei dem intertextuelle Anspielungen und metapoetische Aussagen auch zur Ausdeutung des Geschehens auf der Handlungsebene herangezogen werden. Kersten konzentriert seine Überlegungen dabei auf das historische Epos, da darin im Gegensatz zur mythologischen Epik, in der eine vorliterarische Welt zur Darstellung komme, die realistische Möglichkeit gegeben sei, die Figuren durch ihre unterschiedlich ausgeprägte Kenntnis kanonischer Literatur zu charakterisieren und mehr noch in ihrem spezifischen Handeln zu motivieren. So werde in Lucans *bellum civile* das kulturelle Versagen der Akteure nicht zuletzt durch deren lückenhafte literarische Bildung markiert. Die von Kersten beschriebene Deutungsperspektive lasse es aber auch zu, das Handeln der Protagonisten im Verhältnis zu Referenztexten zu reflektieren, die wie die vergilische Aeneis erst nach der Zeit der Eposhandlung entstanden sind und somit nur den Rezipienten, nicht aber den Akteuren des *bellum civile* bekannt sein dürften. Die metaleptische Überschreitung der Grenze zur Welt des Erzählers, die durch einen solchen „literarhistorischen Anachronismus“ bewirkt werde, führe zu einer Betonung der literarischen Fiktion mit der Folge, dass dem Handlungsgeschehen allgemeine Aussagen über den Wert literarischer Zeugnisse für ein moralisches Verantwortungsbewusstsein entnommen werden können.

Rachel Bryant-Davies wendet sich in ihrem Beitrag vorrangig der komischen Wirkung zu, die absichtsvolle Anachronismen haben können. Sie illustriert diese an John Dibdins *Melodrama Mad! Or The Siege of Troy*, einer außergewöhnlich erfolgreichen Burleske des 19. Jahrhunderts, die den Troja-Mythos aufgreift und mit dem zeitgenössischen Londoner Dekor vermischt. Das Stück sei, so Bryant-Davies, ab dem Prolog mit seiner Vielzahl an chronologischen und geographischen Inkongruenzen als Spiel angelegt, dessen Reiz darin liege, diese Verstöße zu erkennen. Die Anachronismen selbst seien teilweise auffällig markiert, sodass auch Zuschauer ohne klassische Bildung sie ohne weiteres diagnostizieren könnten und sich als hinreichend kompetent erleben, um das Spiel gleichsam mitzuspielen. Daneben enthalte das Stück auch zahlreiche voraussetzungsreichere Anachronismen, die auf intertextuellen bzw. intertheatralen Bezügen oder auf innerantiken Zeitmontagen beruhten. Bezugnahmen auf kanonische Literatur bzw. Dramen seien typisch für die Gattung der Burleske; für das *Melodrama Mad!* beschreibt Bryant-Davies vor allem eine shakespearesche Durchdringung des antiken Mythos. Diese subtileren Anachronismen machten das Stück besonders beliebt bei Aristokraten, die aufgrund ihres weiteren Bildungshorizontes auch diese Nuancen goutieren könnten. Dibdins virtuoser Einsatz absichtsvoller Anachronismen sei nun insgesamt aber nicht nur als ästhetisches Vergnügen konzipiert. Bryant-Davies schlägt vor, im Stück zugleich einen Reflex der wissenschaftlichen Kontroversen um die Existenz und Verortung Trojas zu sehen, die Dibdin in ihren Grundzügen vertraut gewesen sein dürften. Vor allem aber sieht sie in der Inszenierung des Trojastoffes zugleich auch eine Kritik Dibdins an der übersteigerten Antikenverehrung des 19. Jahrhunderts, indem nämlich die Frage aufgeworfen werde, ob eine Ruinenstadt wie Troja geeignet sei, als Vorbild zu dienen.

Die beiden Beiträge der letzten Sektion sind schließlich dem erzählerischen Gestaltungselement der Anachronie gewidmet, welche in ihren unterschiedlichen Ausprägungen und Funktionen gewisse Ähnlichkeiten mit dem Anachronismus aufweist. Beide Phänomene lassen sich daher gut unter dem Klammerbegriff der „Zeitmontage“ zusammenfassen. Während jedoch der Anachronismus einen Verstoß gegen eine rekonstruierbare historische Chronologie bedeutet, stellt die Anachronie nach Genette lediglich eine „Dissonanz zwischen der Ordnung der Geschichte und der der Erzählung“ dar, die zudem deutlich leichter toleriert wird.

Im Rückgriff auf die bekannten Beschreibungskategorien der Narratologie entwickelt Alfred Lindl anhand der *Nerobücher* von Tacitus' *Annalen* eine systematische Klassifikation der verschiedenen Erscheinungsformen der Anachronie, um sie zugleich hinsichtlich ihres funktionalen Gebrauchs einer Bewertung zu unterziehen. Die unterschiedlichen Formenklassen werden mit Hilfe illustrativer Beispiele detailliert beschrieben, wobei zu berücksichtigen sei, dass nicht alle anachronen Passagen eindeutig einer bestimmten Klasse zugeordnet werden können und die Differenzierungen darum nicht als disjunkt anzusehen sind. Mit den Formen variierten zugleich auch die korrespondierenden Funktionen recht stark. Die Analepsen sollen nach Lindl in der Hauptsache der fehlenden Kohärenz der annalistischen Darstellungsweise entgegenwirken und den Leser im Sinne einer Verständnishilfe mit relevanten Hintergründen versorgen. Dagegen steigerten die Prolepsen vornehmlich